

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Raskolnikow entstammt einer verarmten bürgerlichen Familie. In der schrankähnlichen Enge seines Zimmers will er, daß allein die Ratio und der Verstand sein Leben beherrschen. Aufgrund des wissenschaftlichen oder sozialen Fortschritts scheint es ihm erlaubt, eine alte Wucherin, die »nicht besser als eine Laus ist«, zu töten und mit dem geraubten Geld sein Studium zu finanzieren. Sein Herz wehrt sich ebenso wie sein Unterbewusstsein gegen die geplante Tat, doch von sozialer Not gedrängt und gefangen in lebensfeindlichen Ideen, wird er zum Mörder. Das Delirium und die grenzenlose Einsamkeit, die dem Verbrechen folgen, lassen ihn erkennen, dass die Funktionen des Verstandes nicht die einzige bestimmende Dimension der menschlichen Persönlichkeit ausmachen. Leidvoll, aber bereichert durch die einfühlsame Scharfsicht des Untersuchungsrichters Porfirij und durch die frisch erwachte Liebe zu Sonja Marmeladowa, erfährt er, dass der Weg aus der Vereinsamung nur über Geständnis und Strafe führen kann.

Für *Swetlana Geier* bedeutete Leben Übersetzen. Nach dreißig Jahren krönte sie ihr Werk mit der Übertragung der fünf großen Romane Dostojewskijs, die aus der Weltliteratur nicht wegzudenken sind. Sie entdeckte in ihnen einen Chor aus Stimmen, den ihre Übersetzungen dem deutschen Leser zum ersten Mal hörbar machte. Unzählige Male wurden sie auch auf deutschen Bühnen aufgeführt. Über ihr Leben drehte Vadim Jendreyko den preisgekrönten Film »Die Frau mit den fünf Elefanten«. – 1923 in Kiew geboren, starb sie 2010 in Freiburg.

»Von jetzt an heißt es: Fort mit euch, ihr alten Übersetzungen! Wir wollen nur den klaren, rhetorisch versierten Dostojewskij von Swetlana Geier.«

*Paul Ingendaay,
Frankfurter Allgemeine Zeitung*

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Fjodor Dostojewskij

VERBRECHEN UND STRAFE

Roman

*Aus dem Russischen von
Swetlana Geier*

FISCHER Klassik

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, April 2021

Ungekürzte Ausgabe

Swetlana Geiers Neuübersetzung von »Verbrechen und Strafe«
erschien erstmals 1994 im Ammann Verlag & Co., Zürich.

Für diese Ausgabe:
© 2010 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Digitale Satzrekonstruktion: pagina GmbH, Tübingen

Umschlaggestaltung: kreuzerdesign | München Rosemarie Kreuzer
Umschlagabbildung: Félix Vallotton, »Schlafende Frau«, 1899 /
akg-images, Berlin
Satz: pagina GmbH, Tübingen
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-90730-4

I

ANFANG Juli, es war außerordentlich heiß, trat gegen Abend ein junger Mann aus seiner Kammer, die er in der S.-Gasse zur Untermiete bewohnte, auf die Straße hinaus und ging langsam, als wäre er unentschlossen, auf die K.-Brücke zu.

Glücklicherweise war ihm eine Begegnung mit seiner Wirtin auf der Treppe erspart geblieben. Seine Kammer lag unmittelbar unter dem Dach eines hohen, fünfstöckigen Hauses und glich eher einem Schrank als einem Wohnraum. Seine Wirtin, bei der er diese Kammer samt Mittagessen und Aufwartung gemietet hatte, wohnte ein Stockwerk tiefer in einer separaten Wohnung, und jedesmal, wenn er das Haus verließ, kam er zwangsläufig an ihrer Küche vorbei, deren Tür zum Treppenhaus fast immer sperrangelweit offenstand. Und jedesmal, wenn er vorüberkam, hatte der junge Mann eine peinigende und feige Empfindung, er schämte sich ihrer und runzelte die Stirn. Er war bei seiner Wirtin tief verschuldet und fürchtete sich, ihr zu begegnen.

Nicht, daß er besonders feige und eingeschüchtert gewesen wäre, ganz im Gegenteil; aber seit einiger Zeit befand er sich in einem reizbaren und angespannten Zustand, einer Art Hypochondrie. Er war so sehr mit sich selbst beschäftigt und hatte sich so sehr von allen zurückgezogen, daß er sich überhaupt vor einer Begegnung fürchtete, nicht nur vor der mit seiner Wirtin. Die Armut hatte ihn erdrückt; aber sogar seine bedrängte Lage kümmerte ihn in der letzten Zeit nicht mehr. Mit seinem Alltag beschäftigte er sich nicht länger und wollte es auch nicht tun. Vor seiner Wirtin fürchtete er sich eigentlich nicht im mindesten, was sie auch immer gegen ihn vorhaben mochte. Aber im Treppenhaus stehenbleiben, jeden Unsinn über all diesen gewöhnlichen Kleinkram, mit dem er

nichts zu schaffen hatte, diese ewigen Mahnungen, Drohungen, Klagen anhören und sich dabei winden, entschuldigen, lügen müssen – nein, es war schon besser, wie eine Katze die Treppe hinunterzuschleichen und zu entweichen, ohne von jemandem gesehen zu werden.

Dieses Mal übrigens war er, als er auf die Straße hinaustrat, sogar selbst verblüfft über die Furcht vor einer Begegnung mit seiner Gläubigerin.

“Auf welches Wagnis will ich mich einlassen und vor welchen Lappalien fürchte ich mich!” dachte er mit einem eigentümlichen Lächeln. “Hm ... ja ... Alles hat der Mensch in der Hand, und alles läßt er sich vor der Nase wegschnappen, aus purer Feigheit ... Das ist ein Axiom ... Interessant: Wovor fürchten sich die Menschen am meisten? Vor einem neuen Schritt, vor einem neuen eigenen Wort, davor fürchten sie sich am meisten ... Übrigens rede ich viel zu viel. Deshalb handle ich auch nicht, weil ich rede. Allerdings kann es auch sein: Ich rede, weil ich nicht handle. Das Reden habe ich mir in diesem letzten Monat angewöhnt, als ich Tag und Nacht in der Ecke lag und über ... über den Zaren Goroch nachdachte. Also wozu gehe ich jetzt dorthin? Kann ich *das* etwa tun? Ist es mir *damit* etwa ernst? Es ist mir damit keineswegs ernst. Einfach so, Phantasie, ich mache mir selbst etwas vor; Spielerei! Ja, es wird wohl Spielerei sein!”

Draußen war eine furchtbare Hitze, drückende Schwüle, Gedränge, überall Kalk, Gerüste, Ziegel, Staub und dieser besondere Sommergestank, der jedem Petersburger, falls er nicht in der Lage ist, eine Datscha zu mieten, sattsam bekannt ist – all dies erschütterte die ohnehin überreizten Nerven des jungen Mannes aufs empfindlichste. Der unerträgliche Gestank aus den Schenken, die in diesem Stadtteil besonders zahlreich sind, und die Betrunkenen, denen man trotz des Werktags auf Schritt und Tritt begegnete, vollendeten das widerwärtige und trostlose Bild. Tiefster Ekel zeigte sich für einen Augenblick auf den feinen Gesichtszügen des jungen

Mannes. Übrigens war er auffallend schön, dunkelblond, mit wunderbaren dunklen Augen, über mittelgroß, schlank und gut gewachsen. Aber gleich darauf schien er wieder in tiefe Nachdenklichkeit zu versinken, besser gesagt, sogar in eine Art Geistesabwesenheit, und setzte seinen Weg fort, ohne die Umgebung weiter zu beachten und ohne es auch nur zu wollen. Ab und zu murmelte er irgend etwas vor sich hin, nach seiner Gewohnheit, die er sich selbst eben erst eingestanden hatte, monologisierend. In diesem Augenblick wußte er, daß seine Gedanken sich zuweilen verwirrten und er sehr geschwächt war: Schon den zweiten Tag hatte er fast nichts gegessen.

Er war so schlecht gekleidet, daß mancher, der sich in seine Armut schickte, sich geniert hätte, am hellichten Tage in solchen Lumpen über die Straße zu gehen. Übrigens konnte man in diesem Stadtteil durch seine Kleidung schwerlich Aufsehen erregen. Durch die Nähe des Heumarkts, die Vielzahl gewisser Etablissements und eine Bevölkerung, die vorwiegend aus Handwerkern und Arbeitern bestand und in diesen innersten Straßen und Gassen Petersburgs eng zusammengepfercht lebte, war das gesamte Panorama gelegentlich von solchen Subjekten belebt, daß es sonderbar gewesen wäre, sich über den einen oder anderen zu wundern. In der Seele des jungen Mannes jedoch hatten sich bereits so viel Grimm und Verachtung angesammelt, daß er, ungeachtet einer mitunter ganz jugendlichen Empfindlichkeit, sich seiner Lumpen auf der Straße am wenigsten schämte. Anders war es nur, wenn er Bekannten oder früheren Kommilitonen begegnete, denen er überhaupt am liebsten aus dem Wege ging ... Als indessen ein Betrunkener, der aus irgendeinem Grund auf einem riesigen Bauernwagen mit einem gewaltigen Gaul davor irgendwohin befördert wurde, ihm plötzlich im Vorbeifahren zurief: »Hast ja 'n deutschen Hut auf!« und aus vollem Halse grölte, wobei er mit dem Finger auf ihn zeigte – da blieb der junge Mann stehen und griff krampfhaft nach sei-

ner Kopfbedeckung. Es war ein hoher, runder Hut von Zimmermann, aber völlig abgetragen, verfärbt, löcherig und fleckig, mit abgerissener Krempe, seitlich aufs häßlichste eingebault. Aber es war nicht Scham, sondern ein ganz anderes Gefühl, am ehesten ein Erschrecken, das sich seiner bemächtigte.

»Ich wußte es ja«, murmelte er verwirrt, »ich habe es mir ja gedacht! Das ist das allerschlimmste! Eine solche Dummheit, eine ganz banale Kleinigkeit kann den ganzen Plan zunichte machen. Ja, der Hut ist zu auffällig ... Er ist komisch, und darum fällt er auf. Zu meinen Lumpen gehört unbedingt eine Mütze, und wenn sie platt wie ein Pfannkuchen ist, nur nicht dieses Ungetüm. Kein Mensch trägt einen solchen Hut, man erkennt ihn auf eine Werst, und man erinnert sich an ihn ... das ist die Hauptsache, man erinnert sich später an ihn, und schon hat man ein Indiz. Man soll dabei so wenig auffallen wie möglich. Kleinigkeiten, Kleinigkeiten, das ist das wichtigste. Gerade Kleinigkeiten verderben immer alles.«

Er hatte nicht weit zu gehen; er wußte sogar, wie viele Schritte es von seinem Hause aus waren: genau siebenhundertdreißig. Einmal hatte er sie gezählt, als er allzu lebhaft geträumt hatte. Damals hatte er diesen seinen Träumen selbst noch nicht geglaubt und bloß durch ihre grauenhafte, aber verführerische Kühnheit sich selbst gereizt. Jetzt, einen Monat später, begann er bereits, sie anders zu betrachten, und gewöhnte sich schon daran, ungeachtet aller herausfordernden Monologe über die eigene Ohnmacht und Unentschlossenheit, diesen »grauenhaften« Traum sogar fast unwillkürlich für ein realisierbares Unternehmen zu halten. Er hatte sich sogar auf den Weg gemacht, um sein Vorhaben *auszuprobieren*, obwohl er sich selbst immer noch nicht traute, und mit jedem Schritt wurde seine Erregung stärker und stärker.

Mit stockendem Herzen und nervösem Zittern ging er auf das riesige Gebäude zu, das mit der einen Seite an den Kanal und mit der anderen an die ... – Straße grenzte. Das Haus hatte unzählige kleine Wohnungen und war von allen mög-

lichen Handwerkern bevölkert – Schneidern, Schlossern, Köchinnen, verschiedenen Deutschen, alleinstehenden jungen Mädchen, kleinen Beamten und dergleichen mehr. Unter den beiden Torbögen und auf den beiden Höfen herrschte ein ständiges Kommen und Gehen. Hier waren drei oder vier Hausknechte beschäftigt. Der junge Mann war äußerst zufrieden, keinem von ihnen begegnet zu sein, und huschte in der Toreinfahrt unbemerkt sogleich rechts in das Treppenhaus. Es war dunkel und eng, eine richtige Hintertreppe, aber er kannte das alles bereits, hatte alles genau studiert und an dieser ganzen Umgebung Gefallen gefunden: In solchem Dunkel war sogar ein neugieriger Blick ungefährlich. “Wenn ich mich schon jetzt so fürchte, wie wird es erst sein, wenn es tatsächlich einmal zu der *Tat* kommen sollte? ...”, dachte er unwillkürlich, während er zum vierten Stock hinaufstieg. Da versperrten ihm Lastenträger den Weg, ausgediente Soldaten, die Möbel aus einer Wohnung hinausschafften. Er wußte schon, daß in dieser Wohnung ein Deutscher mit Familie lebte, ein Beamter: “Also zieht dieser Deutsche jetzt aus, also wird im vierten Stock, in diesem Treppenhaus und auf diesem Treppenabsatz eine gewisse Zeit nur die Wohnung der Alten bewohnt sein. Das ist gut ... für alle Fälle”, dachte er abermals und klingelte an der Tür der Alten. Die Glocke scheperte schwach, als wäre sie aus Blech und nicht aus Messing. In Häusern mit solch engen Wohnungen findet man diese Glocken fast immer. Er hatte diesen Ton bereits vergessen, aber nun schien ihn dieser besondere Klang plötzlich an etwas zu erinnern und es ihm vor Augen zu führen. Er fuhr regelrecht zusammen, dieses Mal waren seine Nerven allzu sehr geschwächt. Nach einer Weile öffnete sich die Tür einen winzigen Spalt: Die Bewohnerin musterte den Besucher durch diesen Schlitz mit sichtlichem Argwohn, man sah nur ihre kleinen, im Dunkel blitzenden Augen. Als sie aber auf dem Treppenabsatz mehrere Menschen erblickte, faßte sie Mut und öffnete ganz. Der junge Mann trat über die Schwelle

in ein dunkles Vorzimmer mit einer eingezogenen Zwischenwand, hinter der eine winzige Küche lag. Die Alte stand schweigend vor ihm und sah ihn fragend an. Es war ein winziges, dürres Weiblein, etwa sechzig Jahre alt, mit stechenden und bösen Augen und einer kleinen spitzen Nase. Ihr unbedecktes, weißblondes, kaum ergrautes Haar war reichlich eingeeölt. Um den dünnen langen Hals, der an ein Hühnerbein erinnerte, war ein Flanellfetzen gewickelt, und um die Schultern schlotterte, ungeachtet der Hitze, eine völlig abgetragene und vergilbte Pelzweste. Das alte Weiblein hustete und krächzte. Der junge Mann mußte sie wohl mit einem irgendwie seltsamen Blick angesehen haben, denn in ihren Augen zeigte sich plötzlich wieder der frühere Argwohn.

»Raskolnikow, Student. Vor einem Monat war ich schon einmal bei Ihnen«, murmelte der junge Mann hastig und verneigte sich leicht, da ihm einfiel, daß er liebenswürdig sein müsse.

»Ich weiß, mein Guter, ich weiß sehr wohl, daß Sie bei mir waren«, sprach das alte Weiblein überdeutlich, ohne den fragenden Blick von seinem Gesicht abzuwenden.

»Also ... Und jetzt wieder, mit dem gleichen Anliegen ...«, fuhr Raskolnikow fort, ein wenig verlegen und verwundet über das Mißtrauen der Alten.

„Vielleicht ist sie immer so, und mir ist es damals nur nicht aufgefallen“, dachte er mit einem unangenehmen Gefühl.

Die Alte schwieg, als überlegte sie, trat dann zur Seite, wies auf die Tür, die in die Stube führte, und sagte, indem sie den Besucher vorangehen ließ: »Treten Sie ein, mein Guter.«

Das mittelgroße Zimmer, das der junge Mann nun betrat, mit gelben Tapeten, Geranientöpfen und Musselin-Gardinen, war in diesem Augenblick von dem grellen Licht der untergehenden Sonne erfüllt. „Auch *dann* wird also die Sonne so leuchten“, fuhr es Raskolnikow unversehens durch den Kopf, und er sah sich alles im Zimmer rasch an, um die Lokalität so gut wie möglich kennenzulernen und sich einzuprägen.

Aber das Zimmer enthielt nichts Besonderes. Die Einrichtung, ausnahmslos sehr alt und aus gelbem Holz, bestand aus einem Sofa mit massiver, gewölbter Rückenlehne und einem ovalen Tisch, einem Spiegeltisch zwischen den Fenstern, einigen Stühlen an den Wänden und zwei oder drei billigen, gelb gerahmten Bildern, deren jedes eine junge deutsche Dame mit einem Vogel in der Hand darstellte – das war alles. In der Ecke brannte vor einer nicht allzugroßen Ikone das Ewige Licht. Alles war sehr sauber: Möbel und Fußboden blank poliert, alles glänzte. „Lisawetas Werk“, dachte der junge Mann. Kein Stäubchen in der ganzen Wohnung. »Diese Art Sauberkeit findet man bei bösen und alten Witwen«, überlegte Raskolnikow weiter und schielte dabei neugierig nach dem Kattunvorhang vor der Tür zu dem zweiten winzigen Zimmer, wo das Bett und die Kommode der Alten standen, denn er hatte noch nie Gelegenheit gefunden, einen Blick hineinzuworfen. Die ganze Wohnung bestand aus diesen zwei Zimmern.

»Sie wünschen?« fragte die Alte streng, nachdem sie ihm in das Zimmer gefolgt und wieder dicht vor ihm stehengeblieben war, um ihm direkt ins Gesicht sehen zu können.

»Hier, ich möchte etwas versetzen!« Und er zog aus der Tasche eine alte silberne Uhr. Die Rückseite schmückte ein Globus. Die Kette war aus Stahl.

»Aber auch das alte Pfand ist bereits fällig, seit vorgestern ist der Monat um.«

»Ich werde die Zinsen für einen weiteren Monat zahlen: gedulden Sie sich.«

»Das liegt ganz bei mir, mein Guter, ob ich mich gedulde oder Ihr Pfand sogleich verkaufe.«

»Wieviel geben Sie für die Uhr, Aljona Iwanowna?«

»Sie kommen immer mit solchem Kleinkram, mein Guter. Sie ist nichts wert. Den Ring habe ich mir das letzte Mal zwei Scheinchen kosten lassen, dabei kann man beim Juwelier einen neuen für anderthalb kaufen.«

»Geben Sie vier Rubel, ich werde sie wieder auslösen,

die Uhr ist von meinem Vater. Ich werde bald zu Geld kommen.«

»Anderthalb Rubel und die Zinsen im voraus, wenn Sie wünschen.«

»Anderthalb Rubel!« rief der junge Mann aus.

»Nach Belieben.« Die Alte reichte ihm die Uhr. Der junge Mann nahm sie und war so empört, daß er schon wieder gehen wollte, besann sich aber sogleich, weil ihm einfiel, daß er sich sonst nirgendwohin wenden konnte und daß er auch noch eine andere Absicht hatte.

»Geben Sie her!« sagte er barsch.

Die Alte griff in die Tasche nach den Schlüsseln und ging in das andere Zimmer hinter dem Vorhang. Der junge Mann, nun allein mitten im Zimmer, horchte neugierig und kombinierte. Man konnte hören, wie sie die Kommode aufschloß. „Wahrscheinlich die obere Schublade“, überlegte er, „die Schlüssel trägt sie also in der rechten Tasche ... Alle in einem Bund, an einem Stahlring ... Und ein Schlüssel ist größer als die anderen, dreimal so groß, mit Zackenbart, natürlich nicht der für die Kommode ... Also muß dort noch eine Schatulle sein oder eine Truhe ... Interessant. Truhen haben immer solche Schlüssel ... Übrigens, wie gemein ist das alles ...“

Die Alte kam zurück.

»Also, mein Guter: Zehn Kopeken pro Rubel und Monat macht für anderthalb Rubel fünfzehn Kopeken – für einen Monat im voraus. Für die zwei ersten Rubel stehen nach derselben Berechnung weitere zwanzig Kopeken aus. Insgesamt also fünfunddreißig. Sie haben für Ihre Uhr demnach einen Rubel, fünfzehn Kopeken zu erhalten. Hier, bitte sehr.«

»Wie? Jetzt nur noch einen Rubel fünfzehn!«

»Jawohl.«

Der junge Mann widersprach nicht und nahm das Geld. Er sah die Alte an und machte keine Anstalten zu gehen, als wolle er noch etwas sagen oder tun, wisse aber nicht, was ...

»Ich werde Ihnen vielleicht in den nächsten Tagen noch

etwas bringen, Aljona Iwanowna ... Etwas Schönes ... Silber ... ein Zigarettenetui ... Sobald ich es von einem Freund zurückbekomme ...« Er wurde verlegen und verstummte.

»Darüber werden wir dann sprechen, mein Guter.«

»Leben Sie wohl ... Und Sie sind immer allein zu Hause, Ihre Schwester ist wohl nie da?« fragte er möglichst zwanglos, schon im Vorzimmer.

»Und was wünschen Sie von ihr, mein Guter?«

»Nichts Besonderes. Ich frage nur so. Aber Sie denken gleich ... Leben Sie wohl, Aljona Iwanowna!«

Raskolnikow war völlig verstört, als er die Wohnung verlassen hatte. Diese Verstörung wuchs zusehends. Während er die Stufen hinabstieg, hielt er sogar einige Male an, wie verblüfft. Und schließlich, bereits auf der Straße, rief er aus:

»O mein Gott! Wie widerlich ist das alles! Ist es möglich, ist es möglich, daß ich ... Nein, Unsinn, das ist absurd!« fügte er entschieden hinzu. »Ist es möglich, auf so etwas Entsetzliches zu verfallen? Wessen ist mein Herz nicht alles fähig! Vor allem: schmutzig, ekelhaft, widerwärtig, widerwärtig! ... Und ich, ich habe einen ganzen Monat lang ...«

Aber weder Worte noch Ausrufe genügten, um seine Erregung auszudrücken. Das Gefühl eines grenzenlosen Überdresses, das sein Herz schon auf dem Weg zur Alten bis zur Übelkeit bedrückt hatte, nahm jetzt solche Ausmaße an und äußerte sich so, daß er nicht wußte, wohin er vor seiner Pein fliehen sollte. Er ging wie ein Betrunkener, ohne die Passanten auf dem Trottoir zu bemerken, stieß mit ihnen zusammen und entdeckte, daß er vor einer Schenke stand, die über eine vom Trottoir ins Kellergeschoß hinabführende Treppe zu erreichen war. Gerade in diesem Augenblick traten unten zwei Betrunkene aus der Tür und schickten sich an, einander stützend und beschimpfend, zur Straße hinaufzusteigen. Ohne lange zu überlegen, ging Raskolnikow sogleich die Treppe hinunter. Er hatte noch nie eine Schenke betreten, aber jetzt war ihm schwindlig, und ein brennender Durst quälte ihn.

Er lechzte nach kaltem Bier, um so mehr, als er seine plötzliche Schwäche auch dem Umstand zuschrieb, daß er hungrig war. Er ließ sich in einer dunklen und schmutzigen Ecke an einem klebrigen Tischchen nieder, bestellte Bier und trank das erste Glas. Sofort wich der Druck, und seine Gedanken wurden klar.

“Alles Unsinn”, sagte er voller Hoffnung, “es gab ja gar keinen Grund, aus der Fassung zu geraten! Alles physische Schwäche! Ein Glas Bier, ein Stück trockenes Brot – und schon im selben Augenblick erstarkt der Verstand, die Gedanken werden klar, die Absichten fest! Pfui Teufel, was für eine Erbärmlichkeit!” Er spuckte verächtlich aus, aber seine Miene heiterte sich auf, als fühlte er sich plötzlich von einer schrecklichen Last befreit, und er ließ seine Blicke wohlwollend über die Anwesenden schweifen. Aber sogar in dieser Minute hatte er die unbestimmte Ahnung, daß diese ganze Bereitschaft zum Besseren ebenfalls krankhaft war.

In der Schenke saßen zu dieser Zeit nur noch wenige Menschen. Unmittelbar nach jenen Betrunkenen, denen er auf der Treppe begegnet war, brach eine ganze Gesellschaft auf, fünf Männer mit einer Ziehharmonika und ein Weibsbild. Dann wurde es still und leer. Es blieben: ein leicht angetrunkener Kleinbürger hinter seinem Bier; sein Saufkumpan, ein graubärtiger dicker Riese in einer Sibirka, völlig betrunken, der auf der Bank vor sich hin döste und nur ab und zu, plötzlich, wie im Schlaf, mit den Fingern schnalzte, die Arme ausbreitete und, ohne sich von der Bank zu erheben, mit dem Oberkörper wippte, dazu lallte er irgendeinen Unsinn, als versuche er, sich auf ein Lied zu besinnen:

Hab' mein Weib ein Jahr gehätschelt,
Ha-a-ab' mein W-w-w-eib ein Ja-a-ahr ...

Oder plötzlich von neuem auffahrend:

Wollt' die Schreibergasse gehen,
Sah mein altes Schätzchen stehen ...

Aber niemand wollte seine Seligkeit teilen; sein schweigsamer Genosse beobachtete diese Ausbrüche sogar feindselig und mißtrauisch. Außer ihnen war noch ein Mann da, dem Aussehen nach vielleicht ein verabschiedeter Beamter. Er saß abseits vor seiner Flasche, nahm ab und zu einen Schluck, während sein Blick umherwanderte. Auch er schien irgendwie erregt zu sein.

II

RASKOLNIKOW war es nicht gewohnt, unter Menschen zu sein, und floh, wie schon gesagt, jede Gesellschaft, besonders in letzter Zeit. Nun aber zog es ihn plötzlich zu den Menschen. Etwas Neues erwachte in ihm, und gleichzeitig düsterte es ihn nach Menschen. Er war so erschöpft von seiner schon einen ganzen Monat währenden, auf einen Punkt gerichteten Qual und düsteren Erregung, daß er wenigstens für einen Augenblick in einer anderen Welt, wie sie auch beschaffen sein mochte, Atem schöpfen wollte, und so blieb er, ungeachtet aller ihn umgebenden Verkommenheit, mit Behagen in der Schenke sitzen.

Der Wirt hielt sich im Nebenzimmer auf, kam aber öfters in die Gaststube, und da er dazu ein paar Stufen herabsteigen mußte, sah man als erstes seine stutzerhaften Stiefel mit großen roten Stulpen. Er trug einen Poddjowka und eine gräßlich speckige, schwarze Atlasweste ohne Halstuch, sein Gesicht schien eingefettet zu sein wie ein Vorhängeschloß. Hinter dem Schanktisch hielt sich ein Junge von etwa vierzehn Jahren auf, während ein anderer, jüngerer, die Gäste bediente: Es gab kleingeschnittene Salzgurken, getrocknetes Schwarzbrot und Fischhappen: All das roch sehr schlecht. Die Luft war so stik-